

Zweiter Weltkrieg-Relikte: Franzose gräbt Bunker aus

Geprägt von vielen Schicksalsschlägen, gräbt Jean-Paul Lescorce an der französischen Atlantikküste deutsche Weltkriegsbunker aus. Unterwegs mit einem, der gegen das Vergessen kämpft.

Von Sophie Burfeind

Jean-Paul Lescorce weiß, dass es nicht mehr ewig geht, aber noch gibt er nicht auf. Er legt die Krücken in den Sand, umfasst die Holzterappe mit beiden Händen, tastet sich rückwärts nach unten, auf der letzten Stufe holt er seine Taschenlampe aus der Hosentasche. Er leuchtet mit dem Strahl durch den feuchten Raum und sagt, was er hier zu sagen hat, er sagt es jedem, und er sagt es immer wieder: 1350 Kubikmeter Stahl und Beton, allein die Stahltür wiegt 175 Kilogramm, aus dem Schlitz da drüben wurde geschossen. Dann hebt der alte Mann die Hand zum Kinn: Bis hier, sagt er, reichte der Sand.

Licht aus. Treppe rauf. Nächster Bunker. Der Schweiß läuft ihm über das Gesicht, als er mit seinen Krücken durch die Dünen eilt, durch weichen Sand, über Kraut und Wurzeln stolpert. Jean-Paul Lescorce, 78, ein Gesicht wie altes Leder, weißes Haar, blaue Augen, hat gerade eine neue Hüfte bekommen, sein Arzt hat gesagt, er solle sich schonen. Egal, zweieinhalb Monate hat er darauf gewartet, endlich wieder hier zu sein. Hier an der französischen Küste, wo sie alle gestorben sind. Hier, in seinen Bunkern. Hier in seinen Bunkern, die niemand je vergessen soll.

Seine Bunker, das sind deutsche Bunker. Jean-Paul Lescorce zeigt mit seiner Taschenlampe verrostete Eisenstangen in der Wand, hier haben die deutschen Soldaten geschlafen. In einem anderen Bunker sieht man noch die Reste von weißen Kacheln, hier war das Lazarett. Von 1942 bis 1944 ließen die Deutschen die Küste in den von ihnen besetzten Ländern mit dem Atlantikwall sichern. "2685 Kilometer Wall und 8119 Bunker", sagt Jean-Paul Lescorce - und geht zum nächsten Bunker, er redet und redet und redet. 350 dieser Bunker wurden zwischen Soulac-sur-Mer und Le Verdon an der Girondemündung gebaut. Hier, mitten in den Dünen und zwischen versteinerten Zementsäcken im Wald, steht die größte noch erhaltene Festungsanlage der Nazis in [Frankreich](#). "Behüts euch Gott", steht auf einem Schild.

20 Bunker hat er freigelegt, 650 Kubikmeter Sand und Müll

Als der Krieg vorbei war und die Deutschen wieder in Deutschland, gerieten die Bunker in den Dünen in Vergessenheit. Sie versandeten, sie vermüllten. Vor 15 Jahren hat Jean-Paul Lescorce begonnen, sie wieder auszugraben. Ganz allein, mit Schaufel und Eimer. 20 hat er freigelegt, 650 Kubikmeter Sand und Müll.

Jetzt steht er auf einer runden Betonplattform und blickt hinaus auf das Meer. Vor 70 Jahren stand hier eine Kanone. Sein weißes T-Shirt flattert im Wind, man hört die Wogen brechen, Dünengräser pendeln sachte hin und her. "Sind sie nicht schön, die Wellen?" Er lächelt. Dann dreht er sich um zum Kommandobunker, der von innen und außen mit Graffiti besprüht ist und in dieser Idylle so aussieht, als hätte ein Filmteam seine Weltkriegskulissen vergessen. "Das war eine menschliche Tragödie", sagt er und stützt sich auf die Krücken. 400 Franzosen und 800 Deutsche sind hier gestorben. Von der Schwester kein Wort.

Es sind andere, die von ihr erzählen. Als der Krieg endlich vorbei ist, da stirbt Claudine Lescorce. Mit ihren Freundinnen läuft sie nach der Schule zu den Bunkern, sie alle haben das gemacht, auch wenn es verboten war, weil noch Munition herumliegen könnte. Eines Tages findet seine Schwester eine Metalldose. Sie nimmt sie mit nach Hause und legt sie auf die Anrichte im Wohnzimmer. Sie zeigt die Dose ihrem Bruder und versucht, sie zu öffnen. Die Handgranate explodiert, das Mädchen wird auf der Stelle zerfetzt. Jean-Paul Lescorce überlebt. Er überlebt, weil seine Schwester vor ihm steht.

Jean-Paul Lescorce blickt wieder aufs Meer. Immer noch kein Wort über die Schwester; er sagt nur, dass das Spielen in den Bunkern gefährlich war. Dann sieht er eine leere Colaflasche und eine Plastiktüte am Boden, er runzelt die Stirn. Am Sonntag wird er wiederkommen und aufräumen. Die Bunker müssen schön sein, ein Grab muss schön sein.

Drei Tage später, eine enge Gasse, in der Mitte ein kleines kobaltblaues Haus mit weißen Spitzengardinen vor den Fenstern, eingepfercht von zwei großen Sandsteinhäusern. Hier lebt Jean-Paul Lescorce mit seiner Frau Mado. Der alte Mann wartet schon in der Küche, mintgrüne Wände, ein winziger Raum voller Blumen, Porzellanfiguren, Postkarten, Fotos. Es riecht nach Kaffee, eine Uhr tickt, seine Krücken lehnen hinter ihm am Schrank.

Vor ihm auf dem Küchentisch liegt ein Foto. Seine Geschichte, das ist auch dieses Schwarz-Weiß-Foto im goldenen Rahmen. Man sieht darauf das Café seiner Eltern, das "Café Grand Riche" an der Promenade. Es sieht so aus, wie es klingt - nach Golden Twenties, reichen Parisern, die dort beim Wochenendausflug ein Bier mit Atlantikblick trinken, schicken Damen mit Flatterkleidern. Das Café ist Vergangenheit, dort steht jetzt eine Eisdiele. Jean-Paul Lescorce zeigt mit einem Finger auf das Bild, er beginnt zu erzählen.

Er ist drei Jahre alt, als die Deutschen kommen, 1940. Die Offiziere der Kriegsmarine werden im Café seiner Eltern einquartiert. Sein Vater wird zur Zwangsarbeit eingezogen, wie 3000 andere Männer aus der Gegend muss er beim Bau des

Atlantikwalls mithelfen. Jeden Tag acht Stunden Beton gießen, Steine schleppen, Leitungen verlegen - und abends den deutschen Offizieren Wein ausschenken. Viereinhalb Jahre lang. Am Anfang war das Café ein trauriger Ort, sagt Jean-Paul Lescorce. "Aber nach einer gewissen Zeit sind auch die Franzosen aus Soulac wieder gekommen, es hat sich gemischt. Man hat zusammen Karten gespielt, geraucht, getrunken. Ein deutscher Soldat kam mit seinem Akkordeon, um sie zu unterhalten." Die deutschen Offiziere verwöhnen den Jungen. "Sie haben mich auf ihre Knie gesetzt, mir Schokolade und Spielzeug geschenkt, mir Fotos von ihren Frauen und Kindern gezeigt, manchmal haben sie dabei geweint." Einer kümmert sich besonders gut um ihn: der Korvettenkapitän Georg Schillinger. Denn "Tonton", der "Onkel", wie er ihn noch heute nennt, ist verliebt in seine Mutter. Während des Kriegs sehen sich die beiden regelmäßig, nach dem Krieg will der Offizier sie heiraten und mit nach Deutschland nehmen, Jean-Pauls Vater ist da schon tot. Die Mutter will nicht.

Das Telefon klingelt. Eine Lehrerin will eine Führung durch die Bunker für eine Schulklasse buchen. Kein Problem, aber bitte feste Schuhe und Taschenlampe mitbringen. Er legt auf. Und redet weiter.

"Als Strafe dafür, dass meine Mutter mit einem Deutschen verkehrt hat, wurden ihr 1945 die Haare abrasiert, so wie 300 anderen Frauen aus der Gegend." Eigentlich seien die Deutschen und die Franzosen in Soulac während der Besatzung ganz gut miteinander ausgekommen. Zigaretten am Schwarzmarkt, Kollaboration - an dem Bau des Atlantikwalls verdienten Firmen aus der Region. Deutsche Soldaten und französische Frauen hätten sich gut verstanden. Es seien aber auch keine SS-Männer, sondern frankophile Deutsche gewesen, sagt er. Trotzdem habe man all das nach dem Krieg lieber vergessen.

Schon wieder das Telefon. Ein paar Steinpilzsammler wollen eine Nachtführung. Kein Problem, aber bitte eine Taschenlampe mitbringen. Er redet weiter.

Dann holt Jean-Paul Lescorce ein Fotoalbum. Auf einem Bild sieht man, wie im Strand riesige Gruben ausgebaggert werden. Nach dem Krieg wollte man alle Überbleibsel der Besatzungszeit wie die Bunker am Strand vernichten. "Die Bunker konnte man nicht sprengen", sagt er. Also versenkte man sie in den Löchern im Strand. Schnell war alles verdeckt. Und vergessen.

Er machte alleine weiter. Für seinen Vater. Für alle, die gestorben sind

Aber niemand sollte vergessen, was in den Bunkern geschah. Jean-Paul Lescorce fing an zu graben. Damals, vor 15 Jahren, hatte er gerade aufgehört als Kellner und als Skilehrer zu arbeiten. Eines Tages kam ein französischer Offizier nach Soulac-sur-Mer, er fragte: "Wie kann das sein, dass die Bunker in den Dünen so vergammeln?" Nach

dem Krieg hatte man zwar noch Waffen und Munition eingesammelt, sie aber danach sich selbst überlassen. Sie wurden zu Treffs von Homosexuellen, zu Müllhalden, zu Sandgruben. Jean-Paul Lescorce fragte ein paar Freunde, ob sie ihm nicht beim Ausleeren der Bunker helfen wollten. "Nach einem Monat stand ich alleine mit Schaufel und Eimer da, als die anderen merkten, dass das Arbeit ist." Er machte alleine weiter. Für seinen Vater. Für die Kameraden seines Vaters. Für alle, die gestorben sind. Wahrscheinlich auch für seine Schwester, aber wohl am meisten für sich. Jeden Tag schaufelte er zwei bis drei Stunden, manchmal stand ihm der Sand am Eingang bis zum Kinn. "Nehmen Sie große Leidenschaft und eine große Portion Verrücktheit, und das nennt sich Jean-Paul Lescorce", sagt Jean-Paul Lescorce.

Das Telefon klingelt. Eine Nachrichtenagentur will eine Reportage über ihn drehen. "Du bist verrückt, du sollst dich schonen!", ruft seine Frau Mado vom Herd. "Oui, Maman!"

Für verrückt erklärt haben ihn damals auch die Leute im Ort. "Sie haben nicht verstanden, warum ich die Bunker ausgrabe. Niemand hätte ein Interesse daran." Aber Jean-Paul Lescorce lässt sich von dem Gerede nicht abhalten, er gräbt weiter, liest alle Bücher über Bunker, die er kriegen kann, wird Bunkerarchäologe. Er macht Führungen durch die Bunker in den Dünen, tagsüber, nachts, viele Touristen wollen sie sehen. Vor allem Deutsche - es ist ja deutsch-französische Geschichte. Im Dorf verzeiht man ihm schnell; wenn sich so viele Touristen dafür interessieren, ist seine Besessenheit doch ganz okay.

Jean-Paul Lescorce, Hüter der Vergangenheit, er gräbt weiter und weiter.

Die Gemeinden, sie schieben die Verantwortung für die Bunker hin und her

Und jetzt, nachdem alles ausgegraben ist, droht es zu versanden. Seine Hüften, das Alter - nein, es geht nicht mehr ewig. Es gebe zwar noch Leute, die Führungen machen können, sagt er, aber niemanden, der nach einem Sturm den Sand rausschaufelt, im Frühling das Gestrüpp vor den Eingängen zurückschneidet und sonntags die Plastikflaschen aufsammelt.

Es ärgert ihn, dass die Gemeinden nichts tun, seit Jahren keine Verantwortung übernehmen. Die Bunkeranlage liegt am Ortsausgang von Soulac, ist aber schon Gemeindegebiet von Le Verdon. Also sagt der Bürgermeister von Soulac, es sei die Sache der anderen. Der Bürgermeister von Le Verdon sagt, es sei die Sache von Soulac.

Jean-Paul Lescorce versteht das nicht. Die Region könnte mehr Touristen gut gebrauchen, die Arbeitslosigkeit ist hoch, der Front National wird immer beliebter. Viele Touristen interessieren sich für die Bunker und ihre Geschichte, man könnte das

stärker bewerben, mehr Menschen anlocken. Man könnte Geld damit verdienen. In der Bretagne und in der Normandie funktioniert das, da haben die Franzosen Kriegsschauplätze zu Freilichtmuseen gemacht. In Soulac aber, wo die größte intakte Bunkeranlage steht, weigert man sich. Ein Buchhändler aus dem Ort sagt: "Es ist einfach noch ein Thema, über das viele nicht so gerne reden. Viele Familien, die mit den Deutschen kollaboriert haben, leben noch hier."

Einen aber gibt es im Ort, der Jean-Paul Lescorce Hoffnung macht. Brice Carpentier, ein schmaler Junge, 13 Jahre alt, Igelhaarschnitt, Zahnspange. Seit zwei Jahren hilft er dem alten Mann bei den Führungen, er will auch Bunkerarchäologe werden. An diesem Sonntagmorgen fährt er mit ihm in die Dünen, um aufzuräumen. Sie steigen in seinen alten Fiat, Jean-Paul Lescorce am Steuer, der Junge auf der Rückbank. Nein, es geht nicht mehr ewig, aber vielleicht geht es noch eine Weile.